

4)

Niobe.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Jonas Lie.

„Ach, das war nun Kjells Art und Weise, sich auszutoben, mit allen diesen Berechnungen! Sein ganzes Dichten und Trachten geht darauf hinaus, in die Höhe zu kommen. Nein, da ist das Gegenteil von einer Luftpumpe, Du; er will sich das Geld heranzupumpen. Und nun sollte ich meinen, daß das, um was es sich handelt, darin besteht, Herrn Endre zu einem einigermaßen nüchternen Geisteszustand zu reduzieren.“

„Das einzige, was wir zu thun haben, Vaarvig,“ die Frau sah ihn mit festem Ernst an, „ist, daß wir ihn stützen. Ich glaube auch nicht, daß Du Verständnis davon hast, was ein wirklicher Sängler ist. Das, worauf Endre hinaus will, hat mit einem umherreisenden Leierfiedler nichts zu thun.“

„Ja, weiß Gott, mit dem redlichsten Willen von der Welt kann ich mich von dem Gedanken nicht befreien. Aber,“ er vernahm die Schlittenglocken und den Hufschlag des Pferdes, das ihn holen sollte, und erhob sich, „aber, mein Weg, das Geld gehört Dir ja! Verfüge Du über Deine Mittel zu seiner Entfaltung.“

Sie begleitete ihn bis an den Schlitten.

„Ja, Vaarvig, Du magst darüber denken, wie Du willst, diese zweitausend Kronen muß ich haben, will ich für Endre verwenden. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß er von uns aufgegeben sein sollte. Ich habe sonst keine Ruhe,“ rief sie ganz außer sich.

„Du hast ja gehört, daß Du sie haben sollst, Vente.“

Er riß sich förmlich von ihr los, als sie ihn in den Pelz helfen wollte.

„Du weißt recht gut, daß ich nie an das Geld gedacht habe, Vaarvig; es ist mir nie in den Sinn gekommen, mich in Deine Bestimmungen hineinzuweisen. Nein, komm, ich will Dir den Shawl besser zubinden — Du versorgst uns ja alle. Und Endre hat es Dir schwer gemacht durch dies ewige Wechseln und alle die Enttäuschungen. Ich sage ja nichts dazu, daß Du schließlich der Sache überdrüssig werden kannst, Du Aermster... Aber,“ die kleine, schwächliche Gestalt streckte sich und zog ihm den Pelztragen über den Shawl in die Höhe — „aber dabei hast Du doch nicht weniger Herz für die Kinder als ich. Und wenn wir müssen, so...“

„Wenn ich muß, so...“ donnerte er.

Sie wich ein wenig zurück und sah ihn an.

„Ja, ich verstehe,“ rief er mit verbissenem Groll und schritt in seinen Reifstiefeln hastig auf die Thür zu, „ich soll ihm die Hand zu seinem Unglück reichen... Und gegen meine Ueberzeugung... Aber, Vente,“ wandte er sich scharf um, während sie eiligst die Lampe nahm, um ihn zu leuchten, „den Brief morgen mit der liberalen Aufmunterung an den Sängler mußt Du gefälligst allein redigieren. Ich fürchte, ich könnte ihm sonst den Glauben ein wenig zu unedelhaft nehmen.“ Klang es aus der Finsternis von der Hausthürterrasse zu ihr hinauf.

2.

Die Schneeflocken fielen dicht und nah gegen die Fensterscheiben oben im Schulzimmer im Hause des Doktors. Es war ein grauer Vormittag, man konnte kaum einen Schimmer von den bewaldeten Hügeln jenseits des Flusses erfassen.

Die Schüler saßen, in drei Klassen geteilt, um den langen Tisch. Der Wand am nächsten beugte der braunrote Haar-Knoten der siebzehn- bis achtzehnjährigen Minka sich über die deutsche Aufgabe; das deutsche Lesebuch, das Lexikon und ein paar andre Bücher hatte sie als Schirmwand gegen die Schwester, die jüngere, Berthea, aufgestapelt, die, dünn und Knochenmager, da saß und an einem Griffelstummel nagte, die zweite Klasse bildend.

Die unterste und zahlreichste dritte Klasse bestand aus den jüngeren Söhnen und Töchtern des Doktors und einiger Nachbarn.

„Also —“ der kleine budelige Hauslehrer schulterte das Pincel und setzte sich in Positur, „also, Du, Arndt... Wie hieß der König, den die dänischen Frauen mit ihren Kleinodien aus der Gefangenschaft der Wendten lösten?“

„Evend — Evend Gabelbart.“

„Zum Kuckuck auch! Hast Du denn nicht wenigstens so viel Schönheitsinstinkt, um zu hören, daß ein solcher König nicht Gabelbart heißen konnte!“

Schulteif richtete sich mit einem Seitenblick auf Minka auf. „Das mußte ein ganz anderer Mann sein, der die Einbildungskraft der Frauen in Verwegung setzte.“

Er wanderte mit zusammengekniffenen Augen auf und nieder, sein Antlitz war mit einem prophetischen Augenaufschlag zur Decke erhoben, was da bedeutete, daß er sich jetzt zu einem seiner höheren Vorträge sammelte, von denen jedenfalls die Schüler in der dritten Klasse nichts weiter verstanden, als daß das Ueberhören der Schulaufgaben für heute ein Ende hatte, und daß nun alles eitel Lust und Freude war.

„Nein, sondern ein Mann mit feinen Gesichtszügen, aus denen Intelligenz sprach, mit scharfen, strengen Augen, die plötzlich etwas Bezauberndes haben konnten, und die,“ er schaute, gleichsam von hohem Schwung beseelt, um sich, „zu einem kräftig schönen, intelligenten, von einem Paar herrlicher breiter Schultern getragenen Kopf gehörten.“

Minka und Berthea wechselten einen Blick mit einander. „Nun, also — sie gaben ihm die Kleinodien. Vereuten sie das?“

„Davon sieht nichts im Buch, Herr Schulteif.“

„Ich frage, ob Du glaubst, daß sie es bereuten; ich wende mich an Deinen unentwackelten Verstand. Glaubst Du, zum Beispiel, Deine Schwester Minka würde es bereuen, wenn sie ihre schöne Brustnadel weggegeben hätte?“

Minka warf den Kopf in den Nacken, denn sie fand das Beispiel ziemlich anzüglich.

„Es kommt wohl sehr darauf an, was für eine Art König es war,“ warf Berthea, fröhlich interessiert, dazwischen.

„Erlaube mir, Berthea, Dich darauf aufmerksam zu machen, daß dies Opfer fürs Vaterland schon an und für sich eine schöne, aus der Geschichte hervorgegangene Handlung war; es liegt ein Glanz darüber.“

„Ja würde meine Brustnadel nicht für jeden beliebigen Hans Quast spendiert haben,“ entgegnete sie schnippisch.

„Und wenn er nun gar einen Buckel gehabt hat wie ein Dromedar,“ flüsterte des Schulzen Die; er platzte beinahe vor Lachen und sah starr vor sich hin.

„Indessen — aber ich bitte Euch, was für eine Unruhe herrscht denn da — also, über die Stellung der Frauen im Laufe der Zeiten — hier im Norden, wollte ich sprechen. Dies mit den Kleinodien zeugte von einem Charakterzug: von der Fähigkeit zur Hingebung und Begeisterung...“

„Dann erwähnte ich Olaf Trygvasons Gattin Thyra, die unter Deck sah und weinte, als er bei Svolder fiel, und die vor Kummer starb.“

„Sie hätte besser gethan, einige von den Feinden zu töten, statt ruhig da zu sitzen und zu heulen,“ meinte Arndt.

„Das zeugt von einem andren Zug bei ihr, von der Tiefe des Gefühls,“ fuhr Schulteif fort, leise für sich „Tiefe des Gefühls“ wiederholend.

„Ich las neulich von einem Hunde, der auf dem Grabe seines Herrn starb,“ erachtete Minka es für gut, trotz ihrer ernststen Beschäftigung, zu bemerken.

„Ganz recht, ganz recht,“ er verneigte sich zuvorkommend, „wir kommen jetzt zu den interessanteren Gefühlen; Sigrid Storrade, die Schlacht bei Svolder, war ihr politisches Werk, ihre bei Tag und Nacht ersonnene und ränkevoll, sinnreich bewerkstelligte Mache, weil König Olaf sie verlassen hatte. Hier tritt die Persönlichkeit der Frau in den Vordergrund: den Mann, der ihren Stolz und ihre Liebe mit Füßen tritt, den tötet sie.“ Die letzten Worte schrie er, so daß seine Stimme beinahe überjähnappte.

Berthea kicherte, sich backfischartig über den Tisch krümmend und sah zu Minka hinüber, die Nasenspitze verdrehend, worin sie eine eigne Gewandtheit besaß.

Minka richtete sich einen Moment energisch auf, augenscheinlich ganz anders von der Sache erfüllt, dann schrieb sie eifrig weiter. Das Ganze ging sie ja nichts an.

Mit einem eignen, stillen Lächeln der Befriedigung und etwas Herausforderndem in seinem Blick wandte Schulteif sich mit seinem Vortrag wieder an die, für dessen Inhalt gänzlich unempfindliche dritte Klasse.

„Also die Frau, dort, wo sie als etwas andres auftritt“

als Hausfrau und Spinnerin. Sie ist erfüllt von den großen Begierden des Lebens: von der Liebe, von dem Bedürfnis, auch außerhalb ihres kleinen häuslichen Kreises zu herrschen und zu lenken, von dem Anspruch, auch von ihm, dem sie sich nicht mehr blind und demütig hingeben kann, mit dem sie aber alle Interessen, ihre ganze Entwicklung und ihr Wachstum teilen soll, Rechenhaft und ihr Recht fordern zu können. Solche Frauen bestehen auch darauf, ihren eignen Namen zu behalten und ihn nicht in der Ehe untergehen zu sehen. Die, von der ich sprach, heißt Sigrid Storrade für ewige Zeiten. Ich kann beinahe beschreiben, wie sie ausgesehen hat. Rotbraunes, reiches Haar, er schielte zu Minfas vollem Haar-Knoten hinüber, „ein ausgeprägtes Rassen Gesicht mit ererbten Hügen, ein wenig von — hm, hm, — von Frau Vente, und mit einem träumerischen Ausdruck im Auge,“ fuhr er, vor sich hinstarrend, fort.

„Ich möchte Sie doch erjuchen, Mutter bei Ihren Vergehungen aus dem Spiel zu lassen, Herr Schulteiß,“ unterbrach ihn Minfa kurz. „Im übrigen heißt sie für alle nicht zur Familie Gehörnde Frau Vaarvig.“

„Hm, ja, der Körperbau und die Statur so verschieden wie nur eine große, kräftige Gestalt es von einer schwächlichen, feinen sein kann. Ein ungewöhnlich stark angelegter Hals und herrliche Schultern. In ihrer Jugend aber war Sigrid Storrade die Personifizierung eines schlanken, launenhaften Mädchens mit wilden Augen.“

„Sie meinen wohl, niemand hätte sie dazu zwingen können, einen deutschen Auffatz zu schreiben,“ schnatterte Berthea unerbittlich dazwischen. Sie war sich längst über Schulteiß' Schwäche, die Aufmerksamkeit der Schwester zu erregen, klar geworden.

„Diese Frau besaß jene unbändige, unbezwingbare Natur, die die Welt niemals zu bändigen vermag. Es lag eine jungfräuliche Herbit über ihrer Persönlichkeit, die die Könige zu einem Wettstreit um ihre Hand anspornte, während sie alle verschmähte und in ihren Netzfäden wie die Fliegen tötete.“

„Dann kam Das Trugweison, der schönste und stolzeste Mann in Norwegen; er hatte das Smaltzerhorn bestiegen...“

Schulteiß richtete sich auf, den Nacken gegen die hohe Schulter lehrend und sah gleichsam zum Smaltzerhorn auf.

„Ihn liebte sie, ihn wollte sie sich hingeben. Und als er sie dann verschmähte, sie im Fanatismus mit dem Handschuh ins Gesicht schlug und sie eine heidnische Hündin nannte, weil sie ihren Glauben nicht wechseln wollte, da wollte sie nur noch eins, eins, eins im Leben — ihn töten.“

„Und so entstand die Schlacht bei Svolder, wo Königin Thyra unter Deck sah und die Spindel vergaß.“

„Der König mußte ein andres Schwert ergreifen, denn das seine war ganz zerhackt,“ erklärte Ole.

„Ja, und dann sprang er über Bord, er gab nicht nach,“ eiferte Arndt.

„Ich glaube wohl, man wird zugeben müssen,“ ein opal-blauer Blick schoß zu Minfa hinüber, „daß diese beide Frauen-gestalten Persönlichkeiten von sehr verschiedenem Rang waren, beide die besten ihrer Art — die eine die brave, treue Königin aller Spinnerinnen daheim, die andre der Vorläufer, die Vorläuferin,“ er erhob die Stimme plötzlich, da ihn Minfa, sich halb vergessend, ansah, und ließ das Lineal durch die Luft sausen, so daß es pfiff, „die Vorläuferin der befreiten Frau, die in unsrer Zeit für ihre Persönlichkeit kämpft.“

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grotteviß.

Jeder Erdstrich hat sein eigenes charakteristisches Pflanzenkleid. Wohl giebt es in weit von einander liegenden Gegenden, die sich aber im Klima oder sonstwie gleichen, eine Vegetation von gemeinsamem Grundcharakter. Ihr Aussehen ist ja doch meist ein andres. In den heißen Steppen Amerikas wachsen die Kakteen, in den heißen Steppen Südafrikas die Aloes und Eritas. Gewiß gleicht sich nun die Vegetation hier wie dort darin, daß sie Anpassungserscheinungen an die sengende, ausdörrende Hitze aufweist. In der Blattbildung, in den Lebensgewohnheiten zeigen sich viele gemeinsame Züge. Aber doch ist das Aussehen der Kakteen Amerikas ein ganz andres wie das der Heidekrautsträucher Südafrikas. Es mag ja nun ein Zufall sein, daß die Kakteen gerade auf Amerika beschränkt blieben. Denn später sind nach der Entdeckung dieses Erdteils einige Kakteen in das Mittelmeergebiet verschleppt worden und haben sich dort völlig eingebürgert. Aber es werden doch nur einzelne Arten dieser seltsamen Pflanzenfamilie sein, die anderwärts eine neue

heimat finden können, im ganzen werden die Kakteen für gewisse Länder Amerikas charakteristisch bleiben, wie es die Eritas und Aloes für Südafrika bleiben werden. Es gleicht eben kein Erdstrich völlig dem andren, mögen beide im Klima und in vielen andren Punkten auch gänzlich gleichgestellt erscheinen. Die Form der Pflanzenwelt hängt von zu vielen Faktoren ab, und ist nur einer davon in dem benachbarten Gebiet verschieden, so wird auch die Vegetation in beiden Gebieten nicht gleich sein.

Es ist eine der anziehendsten Aufgaben der heutigen Botanik, den Pflanzencharakter eines Erdstrichs zu ergründen, die Pflanzenwelt eines Landes als das natürliche Produkt seiner gesamten Verhältnisse zu erkennen. Die großen Monographien, die unter der Leitung von Engler die Pflanzenwelt der einzelnen Gebiete schildern, werden einmal ein monumentales Werk sein, welches die „ganze Vegetation der Erde“ aus der Gesamtnatur der einzelnen Länder erklären wird. Bisher sind freilich nur wenige Einzelschilderungen erschienen und wenn auch bei der großen Schnelligkeit und Sorgfalt, mit welcher Engler botanische Neuentdeckungen zu erledigen pflegt, eine stattliche Anzahl von Bänden in nächster Zeit erscheinen werden, so fehlt es hier doch noch an Mitarbeitern. In den europäischen Pflanzengebieten giebt es Spezialisten, welche einen bestimmten Distrikt ganz genau kennen, aber wer kennt die Vegetationsbezirke des inneren Asiens, Afrikas, Südamerikas so genau aus Jahre oder Jahrzehnte langer täglicher Anschauung, so daß er nur die äußeren Vorgänge im Laufe des Jahres, geschweige denn die inneren Grundbedingungen der Pflanzenwelt schildern könnte? Nur in großen Zügen haben Griesbach und später Drude und andre, die Vegetationsformen der fremden Erdteile skizziert. Wir haben dadurch aber wenigstens einige Bilder von uns durchaus fremdartig erscheinenden und dabei sehr grotesk wirkenden Pflanzenformationen außereuropäischer Erdteile erhalten. So stellen gewiß die bizarren Kakteen der Steinwüsten Mexikos und einiger südamerikanischer Länder, die Rhododendren der subalpinen Region des Himalaya, die Baumfarne Neuseelands sehr eigenartige Vegetationsformen dar.

Auf eine weniger bekannte Formation weist eine Arbeit von Karl Mez hin, die jüngst als Heft 15 des ebenfalls von Engler geleiteten „Pflanzenreich“ (Leipzig 1903) erschienen ist. Die Arbeit behandelt eine Pflanzenfamilie, die nur im warmen Amerika einheimisch ist. Eine Gattung derselben heißt Clavija und nach ihr hat man eine Pflanzenvereinigung Clavija-Formation genannt. In einigen Ländern des heißen Amerika, so namentlich in Venezuela treten die Clavija-Arten so dominierend auf, daß sie den Charakter der Landschaft bestimmen. Die Pflanzen dieser und einiger verwandter Gattungen bilden einen schlanken blattlosen Schaft, der sich nicht verzweigt, sondern nur ganz oben an der Spitze eine flache Rosette von langen Blättern bildet. Wir kennen ja auch andre Pflanzen, die einen solchen unverzweigten Stamm mit einem endständigen Blattknoten tragen, so vor allem die Palmen. Aber auch die Pandanen, viele Aloes, die Palmenkissen sind nach demselben Prinzip aufgebaut. Wie indeß die Palmen ein ganz andres Gepräge tragen, wie beispielsweise die Palmlilien, so haben auch die Clavija-Arten ihren selbständigen Charakter. Sie sind im Gegensatz zu allen andren Pflanzen derselben Formengruppe Dicotylen, ihre Blätter haben also nicht parallele Nerven, sondern sind netzartig. Das giebt der Blattrosette und demnach der ganzen Pflanze ein besonderes Aussehen. Uebrigens ist der Stamm der Clavija-Arten nicht sehr hoch, sie machen daher nicht den Eindruck von Bäumen, sondern den von niedrigen Säulen, ja die verwandten Gattungen bleiben noch niedriger, bei manchen Arten ist der Stamm so kurz, daß die Blattrosette direkt auf dem Boden aufsteigt. Im allgemeinen ist auch die Gestalt der Clavija als eine Anpassung an ein heißes, trocknes Klima aufzufassen. Die zusammengeschauften Blätter, die sich gegenseitig vor der Ausdörrung schützen, der trockne unverzweigte und unbelaubte Stamm weisen darauf hin. Eine Landschaft, die mit solchen mannshohen, mit Blattrosetten gekrönten Säulen bestanden ist, mag einen sehr eigenartigen Eindruck hervorrufen.

Wenn es schon begreiflich erscheint, daß in jedem Pflanzengebiete die Vegetation ein andres Aussehen hat, so könnte man wenigstens annehmen, daß in demselben Bezirke unter gleichen Bedingungen dieselben Pflanzen gleich gut gedeihen müßten. Daß dies nicht der Fall ist, das zeigt ein jüngst in Ostbavarkreis entstandener Streit. Es treten sich da zwei Parteien gegenüber, die eine behauptet, daß Obstbau mit Vorteil nur auf Sandboden, die andre, daß er nur auf bindigem, also lehmigen Boden betrieben werden könnte. Es müssen also verschiedene Menschen die Beobachtung gemacht haben, daß z. B. der Apfelbaum auf Lehm gedieh, auf Sand dagegen nicht, andre wiederum haben gerade die entgegengesetzte Beobachtung gemacht. Das heißt doch, daß diese Baumart, einmal auf demselben Boden nicht gedieh, das andre Mal aber vorzüglich.

Zur Erklärung dieser Erscheinung kann man nun vielerlei annehmen. Eritens dürfte Lehm und Lehm im Deutschen Reiche nicht überall dasselbe bedeuten. Es giebt eben sehr mannigfaltige Bodenarten, die lae die bindige, wasserhaltende Eigenschaft des Lehms haben, aber doch mineralisch die verschiedenartigste Zusammensetzung oder doch die verschiedenartigsten Beimischungen besitzen. Dann aber zeigt es auch, daß eine Baumart wie der Apfel wohl nur auf einer ganz bestimmten Art von Lehm wirklich freudig gedeiht. Es kommt aber sicher auch noch dazu, daß selbst auf einem so beschränkten geographischen Gebiet, wie es Deutschland ist, keineswegs dieselben klimatischen Verhältnisse herrschen. Nun ist für unsre

Obstbaumarten das deutsche Klima im allgemeinen nicht ungünstig, allein es bedingt doch einen Unterschied, ob ein Baum auf einer windigen Höhe steht oder in einem engen fruchtbaren Thale. So scheint also im ersteren Falle die Süßkirsche, im zweiten Fall der Apfelbaum besser zu gedeihen. Kurzum, es giebt eine Menge von klimatischen Möglichkeiten, von denen die eine mehr für diese, die andre mehr für jene Pflanzenart vorteilhaft oder schädlich ist. Aber es fällt wohl außerdem auch die Beschaffenheit des Untergrundes und die Höhe des Grundwasserstandes beim Anbau von Pflanzen ins Gewicht. Ja, für das bessere Gedeihen der Obstbäume im Sandboden wird noch der Grund angeführt, daß bei der künstlichen Bewässerung die beim erwerbzmäßigen Obstbau auf leichtem Boden überall vorgenommen wird, der Sauerstoff mit dem Wasser in die Erde zu den Wurzeln dringe und daß gerade er für das gute Gedeihen der Obstbäume von größter Wichtigkeit sei.

So sieht man denn, von wieviel Faktoren das Wohlbefinden einer Pflanze abhängt. Man erkennt allerdings auch, daß der Mensch selbst seinen verbreitetsten Kulturgewächsen noch sehr ratlos gegenübersteht. Allerdings ist das bei den Obstbäumen mehr der Fall als bei andern Kulturgewächsen, weil jene sehr lange Zeit zu ihrem Wachstum und zu ihrer Fruchtbarkeit beanspruchen. Die Bedürfnisse der Getreidearten sind daher bereits weit besser erforscht, als die der Obstbäume. Erst in neuester Zeit ist ja die Pflanzenphysiologie auch in die Praxis gedrungen, ihre Lehren finden in der Landwirtschaft immer mehr Anwendung, während im Gartenbau und Obstbau noch die bisherige Erfahrung allein oder die alte Gewohnheit den Ausschlag giebt. Theorien sind wohl vorhanden, aber eine widerspricht der andern, ein Zeichen dafür, daß die theoretischen Grundlagen des Pflanzenbaues noch nicht gefunden sind.

Man könnte wohl schließlich in der Praxis auf die Theorie verzichten, wenn man Erfahrung genug besäße, die schließlich doch die Bausteine für die Theorie liefern muß. Aber die Erfahrungen sind gerade beim Pflanzenbau immer ungeheuer einseitig. Es sprechen, wie wir oben sehen, zu viel Umstände mit, die Faktoren wechseln, die Lebensbedingungen werden so für eine Pflanze überall verschieden sein, und niemand ist so leicht im Stande, allgemein gültige Regeln aufzustellen. Bei mancher Pflanze, wie z. B. dem Pfirsich, scheint die Erfahrung sicherer zu sein. Letzterer wächst am besten auf einem lockeren Boden, der viel Kalk enthält. Darüber sind die Meinungen derer, die an der erwähnten Kontroverse beteiligt sind, einig. Allein von einer Seite wird doch berichtet, daß an der Nordseite des Schwarzwaldes, einer Gegend, in der der Apfel kümmerlich gedeiht, in schwerem Lehmboden, der arm an Kalk ist, die Pfirsiche üppig wie Weiden wachsen. Dieser Fall widerspricht also aller Erfahrung. Das ist nur möglich, weil die wissenschaftlichen Grundlagen für die Physiologie der Pflanzen noch nicht sicher sind.

Man kann es einer Pflanze nicht ansehen, ob sie gegen Frost empfindlich ist oder nicht. So sieht man es vielen auch nicht an, was sie im übrigen für Lebensbedürfnisse und Lebensgewohnheiten haben. Bei andern aber erkennt man doch gleich an der Form und Konsistenz der Blätter, ob sie Trockenheit oder Feuchtigkeit, Sonne oder Schatten lieben. Vielleicht gelangt so die Wissenschaft auch einmal dahin, an der Ausbildung der Organe, an ihrem Bau zu erkennen, was für Bedürfnisse eine Pflanze besitzt. Ein hervorragender Kakteenzüchter, Nothher in Groß-Rosenburg, behandelt die Kakteen verschieden, je nachdem sie eine Humuswurzel oder eine Lehmwurzel besitzen. Es ist ja leicht erklärlich, daß Wurzeln in dem lockeren Humusboden eine ganz andre Struktur erhalten, als in hartem, festem Boden. So führt also die Beobachtung der Wurzel zu der richtigen Behandlung der Kakteen.

Wer sich aufmerksam mit Zimmerpflanzen abgiebt, der braucht nur die Blätter der Pflanzen anzufassen, um zu wissen, ob diese gegossen werden müssen oder nicht. Hier liegt der Fall natürlich ganz einfach, denn selbstverständlich wird ein Blatt, dessen Zellen prall mit Wasser gefüllt oder wasserbedürftig sind, auch für das Tastgefühl einen verschiedenen Eindruck machen. Aber sicher muß die Wissenschaft danach streben, die Beziehungen der Pflanzen zu ihrer Umgebung so aufzuhellen, daß auch die Praxis eine feste Grundlage für die Pflanzenbehandlung bekommt. Unsere Zeit ist auf allen Gebieten rasch vorgeschritten, in manchen haben wir, wie es scheint, eine große Höhe erreicht. Auch der Pflanzenbau hat jetzt eine Blütezeit. Und doch stehen wir erst am Anfang einer wissenschaftlichen Pflanzenbehandlung. Sollen wir es bedauern, daß wir darin noch so weit zurück sind? Oder sollen wir uns freuen, daß wir hier noch so große Ausichten vor uns haben! —

(Nachdruck verboten.)

frostschäden.

Gewiß hat der Winter seine Freuden: die oft so kristallklare und darum gesunde Luft; die glitzernde Eisfläche, auf der sich die Jugend, unter den stinken Füßen die stählernen Sohlen, im Tanze tummelt; Schlittensfahrten, geleitet vom Klingklang der Schellengeläute, dahin über den weichen Flaum der von Schnee überpölkerten Straßen. Gleichwohl dürfte die Anzahl der Mißlichkeiten, die er für den Menschen im Gefolge hat, beträchtlich größer sein. Schon allein mit dem Frost sich abzufinden oder gar

wider ihn gestählt zu bleiben, dazu bedarf es einer ehernen Gesundheit oder der unausgesetzten Sorge des Menschen. Man wusch sich und unterließ, da man Eile hatte, sich mit hinreichender Gründlichkeit abzutrocknen. Draußen aber herrschte edelter, rechter Winterfrost, vielleicht noch gesteigert durch den Ostwind, der uns nun sofort mit eisigem Odem anläßt. Und die fast niemals ausbleibende Folge unsrer anscheinend doch so geringfügigen Unachtsamkeit: Frost in den Händen, in der Nasenspitze, die dann oftmals für lange Zeit ihr so garstiges, rotes Aussehen behält, in der Ohrmuschel, die infolge dessen zum Herde ärgster Schmerzen wird, und vielleicht sogar ernstliche Schädigung des Gehörvermögens.

Man thut also gut, sich mit den Mitteln zu wappnen, die eine vielseitige Erfahrung gegen solche Frostschäden erprobt hat. Wer an den Händen sehr empfindlich ist, thut ein für allemal gut, wenn er diese vor dem Schlafengehen mit etwas Glycerin einreibt. Dadurch bleiben sie geschmeidig, und die Haut wird davor bewahrt, von Springen und Rissen heimgesucht zu werden. Haben sich diese jedoch bereits eingestellt, so ist das folgende Verfahren einzuschlagen. Man wäscht die Hand recht gründlich in leicht schäumender Seife, spült sie gut und sorgt dann dafür, daß sie vollständig trocken sei. Darauf wird der Handrücken, der ja am meisten in Mitleidenschaft gezogen zu sein pflegt, mit etwas Lanolin eingerieben und der überflüssige Teil wieder mit einem trockenen Luche entfernt. Da bekanntlich Lanolin einen Geruch ausströmt, der nichts weniger als angenehm auf die Geruchsnerben wirkt — es wird aus Schafwolle hergestellt — empfiehlt es sich, jenen durch Beimischung von ein wenig Vanillin oder Rosenöl aufzubessern. Diese Einreibung muß jedoch, wofern sie wirklich von Erfolg begleitet sein soll, einerseits recht eindringlich vorgenommen, andererseits thunlichst oft wiederholt werden. Dann freilich heilen auch sicher die Hände des von dem betreffenden Schaden Heimgesuchten bald zu seiner vollen Zufriedenheit aus.

Haben sich bereits Frostbeulen gebildet, so wären als Arzneien, die in Betracht kämen, besonders die verdünnten Säuren, Tamin-, Jod- und Kampferpräparate zu nennen. Man bekommt diese unter der Bezeichnung „Frostwasser“ oder „Frostsalbe“ in jeder Apotheke. Daneben ist zum Waschen der dauernde Gebrauch der Taminseife sehr anzuraten. Ebenso sollen während der Nacht jedesmal die geröteten oder angeschwollenen Stellen mit etwas Kampferlanolin schwach eingeseift werden. Man verhindert dadurch nämlich meistens, daß sie aufbrechen. Sollte dies trotzdem der Fall sein, so begnüge sich der Laie damit, von der Wunde jede Kälte-Einwirkung mit aller Entschiedenheit fernzuhalten. Jede weitere Maßregel ist dem Arzte, der sofort zu Rate gezogen werden möge, zu überlassen.

Bei Frostschäden an den Füßen verfährt man im allgemeinen nach eben diesen Grundsätzen. Die ersten Stadien des Uebels lassen sich hier sowohl als auch dort durchaus erfolgreich bekämpfen durch Taminbäder, die man herstellt, indem man einen gut gefüllten Theelöffel voll Tanninpulver auf einen Liter warmen Wassers nimmt und in dieser Lösung die erfrorenen Gliedmaßen täglich etwa eine Viertelstunde badet. Nachher sind sie sorgfältig abzutrocknen, fünf Minuten einzureiben mit einer Salbe, die aus 9 Gramm Paraffin und 1 Gramm frischen Chlorkalks besteht, und zum Schluß mit einem dichten Stoff zu bedecken.

Am ehesten eignet, von solchen Mißlichkeiten heimgesucht zu werden, sind selbstverständlich Schweißfüße. Wer mit diesen behaftet ist, kann gar nicht vorsichtig genug zu Werke gehen, damit nicht der Frost bei ihnen Einkehr halte. Einmal darinnen, ist er nämlich auch nicht wieder so leicht zu verjagen. Hauptsache dabei bleibt, daß solcher Fuß immer möglichst trocken sei. Ferner soll in ihm die Blutcirculation in steter Thätigkeit bleiben. Man erreicht dies am sichersten, wenn man innen in das Schuhwerk rothhaarene Sohlen legt, weil durch das gelinde Reiben, das der Fuß durch sie erleidet, das Blut stets in Bewegung gerät und demgemäß ein eigentliches Kältegefühl ferngehalten wird. Wer trotzdem seiner Sache noch nicht völlig sicher sein sollte, der reibe solche Schweißfüße, bevor er bei starker Kälte einen Gang ins Freie unternimmt, recht tüchtig mit Rum oder Spiritus ein. Auch dadurch erzielt er, daß die so lästige und in diesem Falle doppelt unangenehme Feuchtigkeit absonderung verringert wird und wohlthuende Wärme Einkehr hält.

Bei Frostschäden, die sich allein auf Hände und Füße erstrecken, mag man hin und wieder auch mit sogenannten Hausmitteln auskommen; allein gar zu großes Vertrauen darf man ihnen nicht immer heimeffen, und vor allem sollen sie nur so lange in Anwendung kommen, wie sich das Leiden in den allerersten Stadien befindet. So ist die sogenannte flüssige Bierhefe eine durchaus nicht zu unterschätzende Frostsalbe. Man löst jene recht dick ein, streicht sie, während sie noch lauwarm ist, auf die erfrorenen Stellen, die man alsdann mit Watte umwickelt und zuletzt mit Leintwand umbindet. Ebenso führt warmer Fischleim, auf alte Leintwand gestrichen, meistens die gewünschte Heilung herbei. Auf dem Lande stellt man ferner eine Frostsalbe her aus der Milch eines Heringes, die zuvor gut ausgewässert, dann aber in frischer, ungesalzener Butter langsam gedinstet worden. Zum Schluß müssen beide Ingredienzien tüchtig durcheinander gemischt werden. Das Baden der von Frost befallenen Gliedmaßen in Wasser, worin zuvor ein Sellarieklöpf weich gelocht worden, ist gleichfalls zu empfehlen. Eine ähnlich heilsame Wirkung übt jenes aus, das über geriebenen Meerrettig geschüttet war. Man rechnet hierbei auf einen Teil Meerrettig drei Teile Wasser. Dieses muß in

Kleines feuilleton.

hochendem Zustande sein, wenn es über den Meerrettig gegossen wird und darauf, dicht zugebedt, eine Zeit lang ziehen. Alle diese Bäder sind übrigens mehrmals zu wiederholen, wenn man durch sie wirklich Heilung herbeizuführen gedenkt.

Recht unangenehm ist es in der That, wenn sich der Frost die Nasenspitze als Herd für seine unholde Wirksamkeit auswählt. Abgesehen von den Schmerzen, die man in den Lauf nehmen muß, ist es nichts weniger als schön, wenn so ein vielleicht allerliebste, hübsches Näschen plötzlich durch einen tiefroten Tupf verunziert wird. Zumal das zarte Geschlecht pflegt davon heimgeleitet zu sein, und zwar ist der Uebelthäter, der vorwiegend die Schuld trägt an dieser argen Entstellung — der Schleier. Die Sache selber muß jedem einleuchten, der ernstlich darüber nachdenkt. Einestheils wird die Haut durch das Scheitern von Seiten des, wenn auch noch so feinen, Gewebes unaufhörlich gereizt und insofern dessen empfindlich, andererseits ist dies stets feucht, weil durchdränkt von den Verdunstungen, die das Athemholen verursacht. Damit sind alle Bedingungen für das Erfrieren der Nasenspitze gegeben. Dazu kommt ferner, daß die so dünnen Häutchen des Schleiergewebes die unter ihnen liegenden Hautteilchen erwärmen, die dagegen, die unter die Lücken geraten, unbeschützt bleiben. Während das Blut nun nach den erwärmten Punkten reichlich hinströmt, sind die nicht so glücklich bedachten einer um so größeren Kälte ausgesetzt. Treten nun noch die vorhin auseinandergesetzten Mischlichkeiten hinzu, so ist es wirklich nicht zu verwundern, wenn die Nase rot wird, zu prickeln anfängt und schließlich regelrecht erfriert. Also fort mit dem Schleier, der all das Leid heraufbeschwört!

So lange sich das Uebel noch in den Anfangsstadien befindet, vermag man ihm in den meisten Fällen ohne große Mühe beizukommen. Am sichersten geschieht dies durch eine Salbe oder Pasta, die man sich selber zubereiten kann. Man stellt eine Mischung her, die aus fünf Gramm Weisstärke, zwei Gramm fein pulverisiertem Schwefel und zwanzig Gramm Zinksalbe zu bestehen hat. Damit bestreicht man vor dem Schlafengehen die Nase; morgens säubert man diese dann wieder durch recht vorsichtiges Waschen mit lauwarmem Wasser. Nachher folgt Pudern mit bestem Reismehl, eine Vorsichtsmaßregel, die unter allen Umständen in Anwendung kommen muß, wofür man sich ins Freie begeben will. So behandelt, wird der Frost nicht daran denken, hier lange zu Gast zu bleiben oder gar sich dauernd festzusetzen. Gleichwohl kann man unsern Schönen kaum eindringlich genug raten, sofort beim ersten Raufen des Schädlings mit aller Energie wider ihn vorzugehen. Die verschiedenen Stadien thun sich etwa in folgender Reihenfolge kund. Dem schon vorher geschilderten Skribbeln in der Nasenspitze unter fast gleichzeitigem Motivwerden jener pflegt sich eine Anschwellung anzuschließen. Es hat sich also eine Frostbeule gebildet, die dann aufbricht, um aus den verengten Blutgefäßen eine serös-wässrige Absonderung auszuscheiden, die immer stärker wird. Wie schlecht das aussieht, brauche ich doch wahrhaft nicht des weiteren auszumalen, ganz abgesehen von den Schmerzen, die ein so langwieriger Erkrankungsprozeß, notgedrungen im Gefolge haben muß.

Trotzdem sind erfrorene Ohren im allgemeinen noch bedenklicher für den, dem sie der Winter beschert hat. Dabei ist gerade dieser Körperteil infolge der unachtsamen Behandlung, die man ihm zukommen läßt, der betreffenden Gefahr vorwiegend ausgesetzt. In sich schon zart, sehr empfindlich, braucht die Ohrmuschel nach dem Waschen nur nicht genügend abgetrocknet zu werden. Kommt man darauf bei Frostwetter ins Freie, so ist das Unglück geschehen, und der unholde Gast tritt in Wirksamkeit. Nicht genug kann übrigens davor gewarnt werden, bei Frostgefühl in den Ohren die letzteren, wie das so häufig geschieht, mit der bloßen Hand zu erwärmen oder gar zu reiben. Da jene meistens feucht ist, bringt man hierdurch das Ohr höchstens in noch größere Gefahr. Beim ersten Stadium kommt man meistens noch zurecht, indem man Umschläge aus Eis- oder Weiswasser anbringt. Gelingt es nicht, auf diese Weise des Frostes Herr zu werden, und zeigen sich vor allem an der Stelle, wo er seinen Herd aufgeschlagen bereits Anschwellungen, so muß sofort der Arzt in Wirksamkeit treten. Jeglicher Verzug kann die Quelle langen, qualvollen Leids werden.

Daneben giebt es ein ganzes Douquet kleinerer Mischlichkeiten, die gleichfalls bald mehr, bald weniger auf die Einwirkung des Frostes zurückzuführen sind. Wenn wären nicht im Winter einmal die Lippen aufgesprungen? Das Uebel ist bestimmt nicht groß, allein es macht darum dem, der davon betroffen worden, manche Unbequemlichkeit. Der Grund ist fast immer darin zu suchen, daß die Lippen feucht sind, wenn man hinaus ins Freie tritt. Dem Uebel hilft man jedoch sehr bald ab, wenn man das Bekafahren anwendet, das oben gegen das Rauf- und Nistigwerden der Hände angegeben worden. Kästig ist es ferner zum mindesten, wenn von Gliedmaßen, die erfroren waren, nachher, wie das ziemlich häufig der Fall, die Haut abblättert. Diesem Abschälungsprozeß vermag man jedoch durchaus erfolgreicher durch Behandlung mit Vorlanolin zu begegnen. Stirzum, den mannigfachen, größeren sowohl wie auch kleineren Schäden, die der Frost über den Sterblichen verhängt, ist immer noch beizukommen. Man muß allerdings zum ersten die geeigneten Mittel wissen, und zweitens sie rechtzeitig in Anwendung bringen. So ausgerüstet, braucht man die Unbilden des Winters keineswegs zu fürchten; man darf sich eben nur vor ihnen, wie der Volksmund sagt, „nicht unterliegen lassen“.

Heinz Volkmann.

— Verarbeitung von Waldfleisch und Waldrücken in Pillau. Ein Haupterwerbszweig der Fischer am Frischen Haff, namentlich der Pillauer Fischer, besteht in dem Fang der Sticksinge, von denen manchmal an einem Tage mehrere tausend Centner gefangen werden, die von der Tranfabrik zu Pillau, die Eigentum der Seefischerei-Gesellschaft „Germania“ zu Hamburg ist, mit 60 Pf. für den Centner bezahlt werden. Da der Sticksingefang aber nur drei Herbstmonate währt, so hat die genannte Fischer-Gesellschaft, um während der übrigen Zeit nicht unthätig zu bleiben, im Frühjahr des vorigen Jahres eine aus Technisern und Bauhandwerkern bestehende Expedition von 80 Mann ausgerüstet, die an der Diskise Islands in völliger Wildnis und weit entfernt von allen Ansiedelungen ein Fabrikgebäude errichtet und Maschinen für Gewinnung von Waldfischtran aufgestellt hat. Im vergangenen Jahre wurden, wie der „Globus“ mitteilt, von Mitte Juli bis Mitte September von zwei Dampfern 47 Wale gefangen, von denen der größte eine Länge von 112 Fuß einen Wert von rund 40 000 M. hatte. Der Walped wird in Island ausgebraten. Das Fleisch und die Knochen wurden zerfleimert und nach Pillau gebracht, wo sie während der Sommermonate verarbeitet werden sollen. Zunächst wird der Tran herausgezogen, und aus den Rückständen wird Fischmehl, das hauptsächlich als Düngemittel Verwendung findet, bereitet. —

Humoristisches.

— Ein Opfer seines Berufs. Herr: „Können Sie mir dieses Haarwuchsmittel mit gutem Gewissen empfehlen?“
Kommiss: „Gewiß, mein Herr! Ich verwende es selbst schon seit mehreren Jahren!“

Herr: „Sie haben aber doch eine Glatze?“

Kommiss: „Ja, das kommt davon, weil ich mir die nachgewachsenen Haare von Zeit zu Zeit immer wieder entferne, denn ich muß auch für unsre Enthaarungstinktur Name machen.“ —

— Von der Lokalbahn. Passagier: „Ja, zum Studud, was ist denn das, warum fährt denn der Zug nimmer weiter?“

Schaffner: „Mir können nimmer! Der Geizer hat sich mit 'm Lokomotivführer z'riegt und aus Rache 's ganze Feuer ausblas'n!“ —

— Seine Auslegung. Arzt: „Sie müssen Vegetarier werden; selbstverständlich sind geistige Getränke Ihnen strengstens verboten.“

Patient (für sich): „Gott sei Dank! Bier darf' also trinf'n, denn des besteht aus Hopfen und Gerste, ist also a' vegetarisch' Getränk.“ —

(„Meggendorfer Wätter.“)

Notizen.

— Emil Fabres satirische Komödie „Vor den Wahlen“ hatte in einer literarischen Matinee des Eiberfelder Stadttheaters einen starken Erfolg. —

— Das Schauspiel „Mutter Landstraße“ von Wilhelm Schmidt ist auch vom Leipziger Schauspielhaus zur Aufführung angenommen worden. —

— Scherl hat die „Gartenlaube“ nicht gekauft, die Sache wurde etwas anders gemacht. Die Verlagsgesellschaft Union in Stuttgart ist mit zwei Millionen Mark Geschäftsanteilen der Firma Ernst Reiss Nachfolger in Leipzig in die Scherl-Gesellschaft eingetreten. Das Stammkapital der Scherl-Gesellschaft wurde um zwei Millionen Mark erhöht und beträgt also gegenwärtig 12 500 000 Mark. —

— Einen Wettbewerb für künstlerisch ausgestattete Theaterprogramme hatte vor einiger Zeit die Verwaltung der Großen Oper in Paris ausgeschrieben. Den Preis erhielt François Gorguet. Ein großes Titelblatt nimmt in seinem Entwurf die ganze erste Seite ein; ein gefälliges Schlussbild schmückt die vierte; die beiden inneren Seiten sind für das eigentliche Programm bestimmt. —

— Im Institut für Meereskunde (Georgensir. 34—36) wird am 11. d. M. Prof. Dr. Sauthal aus Buenos Aires einen Vortrag: „Vilder aus dem Fjord- und Seengebiet des südlichen Patagoniens“ halten. Lichtbilder werden den Vortrag illustrieren. —

— Georges Ohnet hat in seinem Roman „Marchand de Poisons“ einen Apriosenstör, „Abricotine“, in abfälliger Weise erwähnt. Das geschah dem Likörfabrikanten Garnier nicht, der Namen und Schnaps „Abricotine“ erfunden haben will. Er verklagte Ohnet wegen „Verleumdung“ und ist jetzt mit seiner Klage durchgedrungen. Der Pariser Gerichtshof verurteilte Ohnet zu 500 Fr. Schadenersatz, Streichung der betreffenden Stellen aus dem Roman und Veröffentlichung des Urteils in zwei Zeitungen. —